

Gabriele Klunkert

MIT FREMDER FEDER

DER GEFÄLSCHTE SCHILLER

1. Einleitung

»Ist das echt?« – Diese Frage stellen viele Gäste bei Führungen durch das Goethe- und Schiller-Archiv, sobald sie mit historischen Handschriften in Berührung kommen. In der Regel können wir als Archivmitarbeiter:innen dies bejahen und zugleich feststellen, wie sehr die im ältesten deutschen Literaturarchiv verwahrten Quellen das Publikum durch ihre Originalität, Authentizität und somit historische Aussagekraft zu beeindrucken vermögen. Doch tatsächlich gibt es einen überschaubaren Fundus an Fälschungen, der aufgrund eines einzigartigen Kriminalfalles Einzug in die Bestände des Weimarer Literaturarchivs hielt. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts fälschte der Architekt und Geometer Heinrich von Gerstenbergk (1814–1887) Schiller-Handschriften im großen Stil und brachte sie erfolgreich in Umlauf. Der Vertrieb gelang über ein geschickt aufgebautes Netzwerk prominenter Mittelsleute. Zu den ahnungslosen Abnehmer:innen dieser »betrügerisch fabricirten« Schriftstücke gehörten unter anderem die Königliche Bibliothek in Berlin, Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach (1818–1901) sowie Schillers jüngste Tochter, Emilie von Gleichen-Rußwurm (1804–1872).

Heutzutage befinden sich die meisten dieser mit Dreistigkeit produzierten Fälsficate in öffentlichen Einrichtungen, exemplarisch genannt seien das Deutsche Literaturarchiv Marbach, die Staatsbibliothek Berlin, das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt am Main, die Universitätsbibliothek Leipzig und die Handschriftensammlung der Veste Coburg. Die größte Sammlung dieser inzwischen fast schon ikonisch gewordenen Machwerke hat sich allerdings bestandshistorisch bedingt im Goethe- und Schiller-Archiv niedergeschlagen: 240 Manuskripte mit rund 380 Blatt liegen im Weimarer Literaturarchiv. Von Gästen, Nutzer:innen und Kooperationspartner:innen wurde mehrfach der Wunsch geäußert, die Fälschungen einmal in einer Archivausstellung der Öffentlichkeit präsentiert zu sehen. Diesem Anliegen konnte das Archiv an der Ilm nun entsprechen – der historische Krimi wurde erforscht und die Verfasserin kuratierte die Ausstellung »Mit fremder Feder. Der gefälschte Schiller«, die vom 15. September 2023 bis zum 17. März 2024 zahlreiche Gäste in die Klassikerstadt lockte. Hierbei rückte

das Archiv in gewisser Weise ein Ausnahmethema in den Fokus, denn es standen eben nicht – wie sonst im Literaturarchiv üblich – originale und somit authentische Dichterhandschriften im Mittelpunkt, sondern gemeine Fälschungen, die den Autographenhandel und die Sammlerwelt in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ziemlich durcheinanderwirbelten. So stellten wir hier einmal nicht die Frage nach dem Reiz des *Echten*, sondern nach der Faszination des *Unechten*.

Ziel der Archivexposition war es dabei, die verschiedenen Dimensionen des spektakulären Kriminalfalles zu beleuchten, der sich rund 45 Jahre nach Schillers Tod in Weimar zugetragen hatte, und anhand der historischen Befunde ganz zentralen Fragen nachzugehen: Wie fälscht man Hunderte Schiller-Handschriften, ohne dass es jemand mitbekommt? Wie führt man namhafte Kenner:innen und Sammler:innen (zumindest für eine Weile) an der Nase herum? Inwiefern überschneiden und überlagern sich hier Wissenschaft und Leidenschaft, Autographenmarkt und Kriminalität? Wie gingen die Behörden bei den Ermittlungen vor, wie gelang schließlich die Beweisführung? Dazu nun der Krimi in Kürze.¹

2. Der große Name: Personen- und Reliquienkult als Voraussetzung für das Fälschungsgeschäft

Damit der Fälscher so erfolgreich agieren konnte, mussten einige Voraussetzungen erfüllt sein. Einen ersten Ausgangspunkt markiert Schillers Tod, denn nur verstorbene Autor:innen können sich nicht mehr gegen üble Fälschungen ihrer Werke wehren. Für eine lukrative Fälschung kommen zudem nur bedeutende Autor:innen infrage, alles andere würde sich finanziell für Fälscher:innen nicht lohnen. Auch dies erfüllte Schiller, der schon zu Lebzeiten äußerst populär war. Nach dem Erscheinen des Dramas *Die Räuber*, das ihn schlagartig berühmt gemacht hatte, wurde er 1781 als »Teutscher Shakespeare«² gefeiert, und sein Freund Christian Gottfried Körner

1 Zur Ausstellung erschien ein reich illustriertes Begleitbuch, das dem hier wiedergegebenen Vortrag in wesentlichen Teilen zugrunde liegt. Auf Einzelverweise wird aus zeichenökonomischen Gründen weitestgehend verzichtet; weiterführende Daten, Fakten und Quellenangaben finden sich im Ausstellungsbuch. Gabriele Klunkert: Mit fremder Feder. Der gefälschte Schiller, Wiesbaden 2023 (Schätze aus dem Goethe- und Schiller-Archiv, Bd. 8).

2 Norbert Oellers: Schiller, Johann Christoph Friedrich von (Reichsadel 1802), in: Neue Deutsche Biographie 22, 2005, S. 759–763. Online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz45355.html>, Zugriff: 25. April 2024.

(1756–1831) bezeichnete ihn 1802 als »Lieblingsdichter der Nation«.³ Viele Zeitgenossen schätzten ihn als einen der bedeutendsten deutschen Dramatiker, Lyriker und Essayisten – dem Volk galt er als »herrlicher«⁴ Dichter. Schon bald nach Schillers Tod setzten Heroisierung und Mythisierung ein. Bereits am Tag nach Schillers Ableben, am 10. Mai 1805, zeichnete der Weimarer Maler Ferdinand Jagemann (1780–1820) den Verstorbenen auf dem Totenbett. Selbst die Reproduktion der Zeichnung, die kurz darauf in Umlauf gelangte, wurde zu einer Ikone der Schillerverehrung.

Eine Besonderheit Schillers im Umgang mit seinen eigenen Papieren und Arbeitsmaterialien spielte im Vorfeld des Kriminalfalles ebenfalls eine wichtige Rolle: Schiller hinterließ – anders als Goethe, der den größten Teil seiner Unterlagen akribisch und voller Umsicht archivierte – kaum Handschriften zu seinen gedruckten Werken, denn in der Regel vernichtete Schiller nach Vollendung und Drucklegung eines Werkes die Vorstufen, weshalb vergleichsweise wenig Werkhandschriften existieren. Zudem erfuhren die ohnehin spärlichen schriftlichen Hinterlassenschaften durch Schillers Nachfahren keine ideale Pflege. Schillers Nachlass fiel zunächst an seine Frau Charlotte, die es noch vermochte, den Bestand beisammenzuhalten und zu hüten. Nach ihrem Tod 1826 wurde der Nachlass unter den gemeinsamen Kindern aufgeteilt, die damit sehr unterschiedlich umgingen. Wie damals üblich, verkaufte oder verschenkte man Handschriften. Um der großen Nachfrage zu entsprechen, wurden etliche Manuskripte, darunter jene zu *Don Carlos*, *Phädra*, *Die Maltheser* und *Wilhelm Tell*, sogar zerschnitten.⁵ Die Jagd nach Schiller-Reliquien erinnert fast schon an Heiligenverehrung: Begehrt waren

3 Brief von Christian Gottfried Körner an Schiller vom 10. Februar 1802, entnommen aus Norbert Oellers: Schiller, Johann Christoph Friedrich von (Reichsadel 1802), in: Neue Deutsche Biographie 22, 2005, S. 759–763. Online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz45355.html>, Zugriff: 25. April 2024.

4 Norbert Oellers (Hg.): Schiller-Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Teil 1: 1782–1859. Frankfurt am Main, 1970, S. 20.

5 An dieser Stelle ein Nachtrag zu Schillers in alle Richtungen verstreutem Nachlass: Erst viele Jahre später sollte Emilie von Gleichen-Rußwurm den Nachlass ihres Vaters wieder mühsam zusammentragen. Die von ihr annähernd wieder vereinten Papiere bilden heute den Grundstock des Schiller-Bestandes im Goethe- und Schiller-Archiv, wo sie sich seit der Verfügung von Ludwig von Gleichen-Rußwurm (1836–1901) und Alexander von Gleichen-Rußwurm (1865–1947) im Jahre 1889 befinden. Mit den wertvollen Originalen kamen damals allerdings auch die Gerstenbergk'schen Fälschungen ins Weimarer Literaturarchiv, denn, wie eingangs bereits erwähnt, hatte auch Emilie, die noch nicht einmal ein Jahr alt war, als ihr Vater starb, später aus dubioser Quelle vermeintliche Manuskripte Schillers erworben.

Andenken wie Schillers Haare, Gebrauchsgegenstände aus seinem Alltagsleben, aber eben auch Handschriften. Es heißt, sie waren die seltensten und zugleich begehrtesten. Das kulturhistorische Phänomen um die Leidenschaft des Autographensammelns war zu jener Zeit längst aus Großbritannien und Frankreich auch nach Deutschland geschwappt, wo sich seit den 1830er-Jahren ein neuer Geschäftszweig des Buchhandels entwickelte, der Handel mit Autographen.

So haben wir es mit Blick auf Schillers Manuskripte auf der einen Seite mit einer dürftigen Überlieferung und auf der anderen Seite mit einer sehr hohen Nachfrage zu tun. Die somit entstandene Marktlücke wusste der Fälscher Gerstenbergk durch sein schändliches Tun geschickt auszunutzen.

3. Das Vertriebssystem

Ab 1851 tauchten plötzlich Schiller-Handschriften, die eigentlich sehr selten waren, in großer Zahl auf. Bei der Untersuchung des Vertriebssystems des Fälschers fallen zwei Personen ganz besonders auf. Eine wichtige Schlüsselfigur war der Weimarer Karl Große (1804–1885), zunächst als Schuhmachermeister und Pfandbewahrer tätig, seit 1851 allerdings als Bibliotheksdienstler an der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar angestellt. Durch diese amtliche Stellung stand er ständig in Kontakt mit den Bibliotheksgästen, darunter häufig Schiller-Verehrer:innen und nicht selten eben auch Handschriftenliebhaber:innen. Offensichtlich erlangte Große bald das Renommee eines Autographenkenners und etablierte sich als Vermittler von Handschriften. Vor allem Schiller-Schriftstücke brachte er erfolgreich an den Mann oder die Frau. Unter seinen Abnehmern finden sich Mitglieder des Fürstenhauses Sachsen-Weimar-Eisenach sowie zahlreiche Sammler:innen und Händler:innen, darunter der Hallenser Buchhändler Johann Friedrich Lippert (1795–1878).

Ab 1851/1852 tritt auch Caroline Riemer (1790–1855) als Wiederverkäuferin der vermeintlichen Schiller-Handschriften auf. Sie war die Witwe des Philologen Friedrich Wilhelm Riemer (1774–1845), der sich seinerzeit in Weimar als Bibliothekar und Sekretär bei Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) einen Namen gemacht hatte. Caroline Riemer galt als solide, gebildete Frau, die zeitweise selbst als Goethes Sekretärin und zudem Gesellschafterin seiner Frau Christiane von Goethe (1765–1816) wirkte. Besagte Witwe Riemer war also ebenfalls in das Vertriebswesen um die Gerstenbergk'schen Fälschungen verstrickt. Sie verkaufte die vermeintlichen Schiller-Handschriften, die sie für Originale hielt, unter anderem an die Königliche Bibliothek in Berlin. Zudem

veräußerte sie weitere Stücke an die Berliner Autographenhandlung Stargardt und den Frankfurter Autographenhändler Anton Bär (1815–1871), die sich kurz darauf als Fälschungen erweisen sollten.

4. Entlarvung, Prozess und Haft

Bald kamen erste Zweifel an der Echtheit der Schriftstücke auf. Der Erste, der sich kritisch äußerte, war Wilhelm Künzel (1819–1896) aus Heilbronn. Als einer der besten Handschriftenkenner betrieb er seit 1844 einen Autographenhandel und übernahm später die Sammlung seines berühmten Onkels, dem ebenfalls in Heilbronn ansässigen Papier- und Autographenhändler Carl Künzel (1808–1877), und führte diese fort. Während eines geschäftlichen Aufenthalts in Weimar traf Wilhelm Künzel im Dezember 1852 sowohl mit der Witwe Riemer als auch mit dem Bibliotheksdieners Große sowie Gerstenbergk selbst zusammen. Die ihm dabei in großer Zahl vorgelegten Schiller-Autographen erklärte er bereits zu diesem Zeitpunkt sämtlich für unecht. Im November 1854 bestätigte auch Professor Theodor Dielitz (1810–1869), Direktor der Königstädtischen Realschule zu Berlin sowie ausgezeichneter Autographenkenner und -sammler aus Berlin, dass es sich um Fälschungen handelte. Im Dezember 1854 erhielten die Großherzogliche Staatsanwaltschaft und die Polizeidirektion Weimar Abschriften der Dielitz'schen Verdachtsäußerungen und es kam zu ersten Vernehmungen. Caroline Riemer und Karl Große erstatteten Anzeige gegen Gerstenbergk. Für die beiden Wiederverkaufenden war dieser Schritt die einzige Möglichkeit, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen, um nicht selbst unter Anklage zu geraten. Gerstenbergk jedenfalls wurde in Untersuchungshaft genommen und umfangreiche Ermittlungen begannen.

Im Januar 1855 informierte das Weimarer Kreisgericht mit einer in etlichen Tageszeitungen geschalteten Anzeige über die Geschehnisse und rief damit zur Einreichung von im Umlauf befindlichen Fälschungen auf. Dieser Aufruf zeigte großen Erfolg: Das Gericht trug einen stattlichen Fundus von über 400 verdächtigen Manuskripten zusammen, mit deren Untersuchung eine hochkarätige, interdisziplinär zusammengesetzte und in drei Sektionen unterteilte Expertenkommission beauftragt wurde. Die Schiller- und Handschriftenexperten der *ersten Sektion* untersuchten die Dokumente unter ästhetisch-literarhistorischen Aspekten. Vertreten waren der Philologieprofessor Hermann Sauppe (1809–1893), der Direktor der Großherzoglichen Kunstanstalten in Weimar Adolf Schöll (1805–1882) und der Philologe und Historiker Gustav Zeiss (1811–1875). Die *zweite Sektion* sollte durch die Anwendung der ä-

ßeren Quellenkritik das Alter von Papier und Tinte bestimmen. Dieser Kommission gehörten der Mathematiker und Gymnasialprofessor Ludwig Kunze (1805–1890), der Hofapotheker und Bergrat Ludwig Hoffmann (1801–1887) sowie der Kustos der Weimarer Kupferstichsammlung Johann Christian Schuchardt (1799–1870) an. Die *dritte Sektion* schließlich analysierte das Schriftbild. Hier betätigten sich der Staatskanzlei-Registrator K. Knittel (Lebensdaten unbekannt) sowie die beiden Weimarer Kupferstecher Georg Wilhelm Müller (1807–1868) und Carl August Schwerdgeburth (1785–1878).

Die durch diese Expertenkommission zusammengetragene Beweislast war erdrückend, und am 15. Dezember 1855 erhob Staatsanwalt Wilhelm Genast (1822–1887) vor dem Kreisgericht Weimar Anklage gegen Gerstenbergk wegen »Betrugs bei Eingehung von Verträgen«.⁶ 50 Jahre nach Schillers Tod kam es damit in Weimar zu einem Gerichtsprozess, der die Tragweite der Gerstenbergk'schen Produktion offenbaren sollte. Am Abend des 28. Februar erfolgte vor dem Kreisgericht Gerstenbergks Verurteilung wegen »Betrugs in Vertragsverhältnissen durch den Verkauf falscher Autographen«.⁷ Schuld-spruch: zwei Jahre Strafarbeitshaus und Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte für drei Jahre.⁸ Der Gerichtsprozess gilt als Präzedenzfall, der in der Rechtsgeschichte einen besonderen Platz einnimmt. Insgesamt versetzte die Sensationsmeldung damals ganz Weimar und die gesamte Fachwelt in helle Aufregung.

5. Aus der Trickkiste des Fälschers

Wie aber war der Täter beim Nachmachen der begehrten Schiller-Handschriften vorgegangen? Damit die gefälschten Handschriften möglichst echt aussahen, verwendete Gerstenbergk als Schreibgrundlage altes Papier, das er zum einen durch das Herausschneiden unbedruckter Blätter aus alten Büchern gewann. Zum anderen kaufte er große Mengen Altpapier bei einem Weimarer Händler. Bei der späteren Vernehmung berichtet dieser: »Gerstenbergk hat seit einigen Jahren sehr oft und sehr viel Papier von alten Acten bei

6 Anton Vollert: Der Proceß wegen betrüglicher Anfertigungen Schillerscher Handschriften gegen den Architekten und Geometer Georg Heinrich Karl Jakob Victor von Gerstenbergk zu Weimar, Jena 1856, S. 38. Die äußerst umfangreiche Anklageschrift befindet sich im Landesarchiv Thüringen – Hauptstaatsarchiv Weimar, Fürs-tentum Weimar, Rechtspflege B 2883/21/IV, Bl. 9ff.

7 Ebd., S. 35.

8 Nach einem späteren Berufungsverfahren wurde mittels anwaltlicher Schläue die Haftstrafe auf lediglich ein Jahr reduziert.

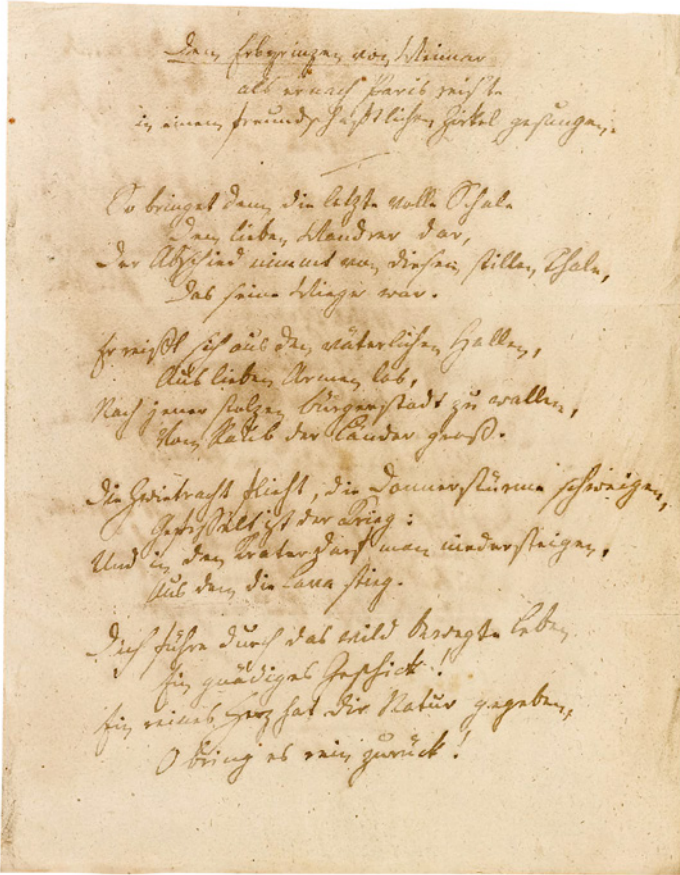


Abb. 1: Gefälschtes Manuskript: Gedicht *Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste*. Gut erkennbar sind die typischen Verwischungen der Tinte.
© Klassik Stiftung Weimar, GSA 83/1500.

mir gekauft.«⁹ Dabei war es dem Fälscher besonders wichtig, dass die Papiere alt, vergilbt und unbeschrieben waren. In Gerstenbergks Wohnung war Besuchern stapelweise vergilbtes Papier aufgefallen. Darauf angesprochen, flunkerte er, er brauche es, um alte Urkunden auszubessern.¹⁰

⁹ Ebd., S. 30.

¹⁰ Vgl. Weimarer Zeitung, 16. März 1856, Nr. 65, S. 259 und Vollert (Anm. 8), S. 30.

Gerstenbergk hatte bei seiner Fabrikation ein regelrechtes Warensortiment geschaffen, das von vollständigen Manuskripten bis hin zu kleinen Bruchstücken reichte. Geschäftstüchtig, wie er war, hatte er Handschriften fast aller Gattungen, in verschiedenen Größen und zu unterschiedlichen Beträgen auf Lager, sodass im Nachhinein ein reichhaltiges Autographenmagazin mit »man-nichfaltiger Scala von Sorten und Preisen«¹¹ rekonstruiert werden konnte. Im Sortiment beispielsweise vertreten: Das gefälschte Manuskript zu Schillers Gedicht *Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste*. Dieses Stück wurde von Karl Große aus Gerstenbergk'scher Herkunft für zehn Taler an Großherzog Carl Friedrich von Sachsen-Weimar-Eisenach (1783–1853) verkauft und von diesem anschließend als Geschenk an die Großherzogliche Bibliothek weitergereicht. Es entpuppte sich später als Fälschung. Das Warensortiment enthielt neben Werkhandschriften aber auch gefälschte Bestell- oder Rückgabezettel von Büchern sowie einfache bibliographische Notizen, die für etwa 10 bis 15 Groschen angeboten wurden.

Um seine Produkte glaubhafter erscheinen zu lassen, versah Gerstenbergk sie mit Echtheitsbestätigungen ahnungsloser Zeitgenossen. Der Weimarer Hofbuchhändler Wilhelm Hoffmann (1777–1859) beispielsweise, ein vertrauenswürdiger Mann, der nach eigenen Angaben in stetem Verkehr und Verbindung mit Schiller gestanden hatte und dem dessen Handschrift angeblich bestens vertraut war, bescheinigte 1852 im Alter von 75 Jahren unter anderem die Echtheit einiger Epigramme aus dem *Musen-Almanach* von 1797. Allein im Goethe- und Schiller-Archiv finden sich bei mehr als 20 weiteren Gerstenbergk'schen Fälschungen Echtheitsbeglaubigungen des Hofbuchhändlers. Neben ihm ließen sich auch der Geheime Hofrat Karl Emil Helbig (1777–1855) sowie Goethes ehemaliger Sekretär Theodor Kräuter (1790–1856) und Emilie von Gleichen-Rußwurm zu Echtheitsbestätigungen hinreißen. Während Hoffmann, Helbig und Kräuter Schiller tatsächlich noch erlebt hatten, war Emilie nicht einmal ein Jahr alt, als ihr Vater starb. Dennoch fühlte sie sich – fast 50 Jahre später – zunächst über jeden Zweifel an der Echtheit der Autographen erhaben.

Gerstenbergks kühne und überaus dreiste Fabrikation umfasste nahezu alle Gedichte Schillers sowie die meisten seiner Balladen, darunter *Das Lied von der Glocke* und *Der Handschuh*. Indes fälschte er nicht nur Schillers Werkmanuskripte, sondern erfand obendrein sogar ganze Briefe. Die Empfänger:innen der fingierten Schreiben verschleierte er dabei ganz bewusst. Die ausgedachten Briefe beglaubigten scheinbar die Echtheit der Werkmanuskripte, denn so ließ sich deren Wert nochmals steigern. Meh-

11 Weimarer Zeitung, 9. März 1856, Nr. 59, S. 234.

rere dieser Doppelbefunde sind im Goethe- und Schiller-Archiv überliefert. Beispielsweise konstruierte Gerstenbergk als Begleittext zum gefälschten Gedicht *Die Kraniche des Ibykus* einen auf den 1. Oktober 1797 datierten Brief Schillers, den dieser nie geschrieben hatte. Ganz ungeniert schildert der Fälscher darin den angeblichen Entstehungszusammenhang der Ballade. Spätere gerichtliche Untersuchungen befanden diese erfundenen Texte als »armseliges Gemengsel [und] tief unter Schillers Geist und Sprache«. ¹²

Ein alter Fälscher:innentrick lautet: »Je dreckiger, desto besser«. Auch Gerstenbergk versuchte, seine Machwerke mit gehörig Patina zu würzen und sie somit auf alt zu trimmen. Die Blätter mussten schon vor der Beschriftung stockfleckig gewesen sein und wurden künstlich mit weiteren Flecken versehen. Um das Papier älter erscheinen zu lassen, hatte der Fälscher es auf unterschiedliche Weise gefärbt. Auch die Tinte weckte Verdacht, denn sie wirkte entweder viel zu frisch oder extrem vergilbt und damit älter als die originale Tinte Schillers. Diesen Befund erklärten die Experten damit, dass Gerstenbergk der Tinte Sauerkleesalz, salpetersaures Eisenoxyd, oder Lakritzensaft und Eisenvitriol zugesetzt hatte, um sie zu patinieren. All diese Erkennungsmerkmale fielen bei der gerichtlichen Untersuchung vor allem der interdisziplinär zusammengesetzten Expertenkommission auf. Diese deckte zudem zahlreiche Fehler auf, die dem Fälscher unterlaufen waren. Hierzu gehörte die Besonderheit, dass fast alle Schriftstücke Unterschriften trugen. Selbst die kleinsten Zettelchen mit Xenien, Exzerpten und Gedichtbruchstücken waren mit »Schiller« oder dem Kürzel »S« unterzeichnet, um sie attraktiver zu machen und teurer verkaufen zu können. Tatsächlich war dies ein grober Fehler, hätte doch Schiller all diese Blättchen niemals unterschrieben. Gerade bei den *Xenien* – jenen ironisch-kritischen Versen, die in enger Zusammenarbeit mit Goethe entstanden waren – sollten Leser:innen gerade *nicht* erfahren, wer die einzelnen Gedichte verfasst hatte.

Als Vorlage für seine Fälschungen verwendete Gerstenbergk gedruckte Bücher. Es ist erwiesen, dass er ab 1849 aus der Großherzoglichen Bibliothek Weimar ausschließlich Bücher über Schiller, Schillers Leben und Schillers Werk ausgeliehen hat. Etliche seiner Gedichtfälschungen tarnte er als angebliche Druckvorlagen für das 1798 von August Batsch (1761–1802) herausgegebenes Buch *Lilien der deutschen Dichtung*, indem er die Blätter oben rechts mit einem entsprechenden Aufschrieb als Druckmanuskripte ausgab. Damit beging er erneut einen groben Fehler, denn keines der Gedichte dieser Anthologie ging auf Manuskripte Schillers zurück. Batsch hatte sie stattdessen aus verschiedenen Büchern und Almanachen zusammengetragen. Somit

12 Vollert (Anm. 6), S. 23.

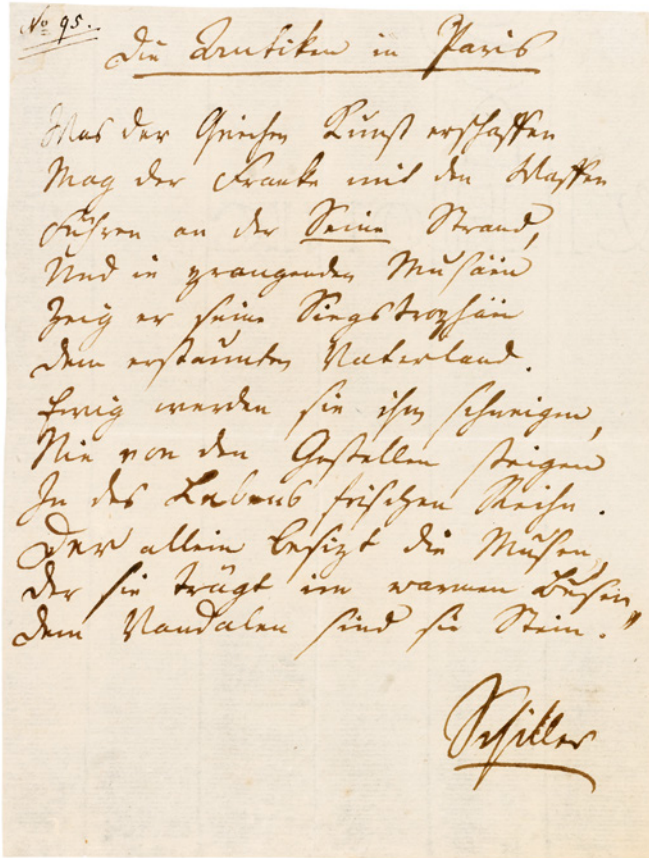


Abb. 2: Friedrich von Schiller: *Die Antiken in Paris*, eigenhändige Reinschrift mit Schillers Unterschrift. Mit diesem Gedicht (entstanden um 1800) prangerte Schiller die französischen Beschlagnahmungen antiker Kunst in Europa an. In der endgültigen und gedruckten Fassung heißt das Gedicht *Die Antiken zu Paris*.

© Klassik Stiftung Weimar, GSA 83/12,1.

wurde Gerstenbergks Kennzeichnung »Für die Lilien der deutschen Dichtung« beispielsweise auf dem Gedicht *Der Sämann* ad absurdum geführt. Das originale Gedicht Schillers *Der Sämann* war bereits 1795 entstanden und ein Jahr später im *Musen-Almanach* erschienen.

In anderen Fällen übernahm Gerstenbergk unwissentlich Druckfehler aus seinen Vorlagen. Dies passierte ihm unter anderem beim Gedicht *Die Geschlechter*, welches er nachweislich den *Lilien der deutschen Dichtung* ent-

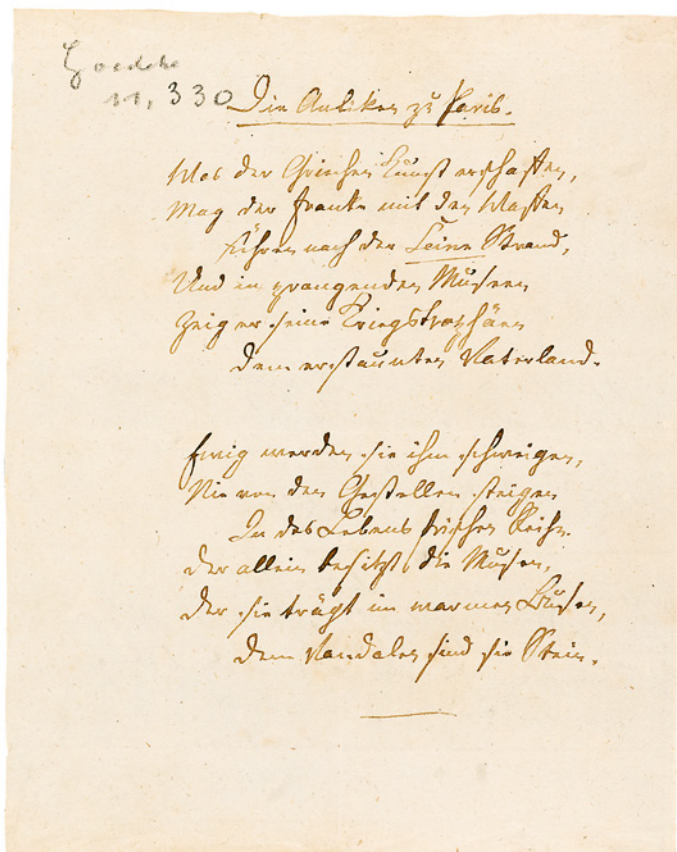


Abb. 3: Gerstenbergk'sche Fälschung: *Die Antiken zu Paris*
© Klassik Stiftung Weimar, GSA 83/1499.

nommen hatte. So schrieb er »Sehn wir das zitternde Reh« statt »Scheu wie das zitternde Reh«, wie es in Schillers Gedicht richtig heißt.

Wie bereits erwähnt, entnahm Gerstenbergk die textlichen Inhalte gedruckten Büchern und Editionen. Doch welche handschriftlichen Vorlagen mochten ihm als Muster gedient haben? Immerhin muss er doch einen gewissen Fundus an echten Buchstaben von Schillers Hand als Formenvorbild für seine Autographenfabrikation benötigt haben. Dazu können heute nur

Vermutungen angestellt werden. Vielleicht hat er tatsächlich einige Originale von Schillers Hand in Augenschein nehmen können, vielleicht haben ihm aber auch Faksimileausgaben, die bereits seit circa 1800 in Deutschland erschienen waren, Schillers Handschrift vergegenwärtigt. Eines aber ist gewiss: Gerstenbergk hat Schillers Buchstaben eher schlecht als recht nachgeahmt. Je nach Lebensalter, gesundheitlichem Befinden und sonstigen Umständen, unter denen Schiller ein Schriftstück abfasste, variierte des Dichters Handschrift mehr oder weniger stark. Der Fälscher jedoch fabrizierte seine Handschriften in einem äußerst stereotypen Duktus, denn er war nicht in der Lage, die nachgemachten Schriftzüge in ihrer Form ebenfalls entsprechend zu modifizieren, sodass die imitierten Handschriften, die eigentlich Jahrzehnte hätten auseinanderliegen müssen, in einer ganz gleichmäßigen Schrift erscheinen. So ähnelt sich das gefälschte Schriftbild zum Beispiel bei Stücken aus den Dramen *Die Räuber* und *Wilhelm Tell*, obwohl doch zwischen den originalen Manuskripten 23 Jahre lagen, denn ersteres hatte Schiller als 21-jähriger und letzteres als 44-jähriger Mann geschrieben. Es zeigte sich deutlich, dass der Fälscher während des Schreibvorganges häufiger ab- und neu ansetzen musste, wodurch starke Trennungen selbst im Wortverbund entstanden. Stoisch hielt Gerstenbergk bei seinem Fälscherhandwerk an jenem stereotypen Schriftbild fest, welches er nun einmal eingeübt hatte. Während Schiller bei manchen Buchstaben, zum Beispiel bei ›p‹ und ›t‹, Varianten verwendete, blieb der Fälscher stets bei einer Form. Typische Buchstabenformen Schillers vermochte Gerstenbergk nur schlecht zu imitieren. Bekanntlich sind originale Werkhandschriften bei Schiller sehr rar. Insofern lässt sich nur extrem selten eine originale Werkhandschrift Schillers einer Gerstenbergk'schen Fälschung gegenüberstellen, wie es bei Schillers Gedicht *Die Antiken zu Paris* gelingt. Vergleicht man beispielsweise das große ›M‹ bei Schiller, fällt auf, dass die Bögen nach links hin eine abfallende Linie bilden, während das ›M‹ der gefälschten Schrift eine horizontale Linie formt.

Heute sind die Gerstenbergk'schen Fälschungen in den Datenbanken der Institutionen als solche gekennzeichnet und stehen – ebenso wie die Originale – der Forschung und einem interessierten Publikum zur Verfügung.